

# **Der Standort der literarischen Übersetzung zwischen *Anciens*, *Modernes* und Postmodernen**

Anmerkungen zu einer hermeneutischen Übersetzungspragmatik

Strosetzki, Christoph

First published in:

Übersetzungen und ihre Geschichte – Beiträge der romanistischen Forschung, S. 151 – 171,  
Tübingen 1994

Christoph Strosetzki

## Der Standort der literarischen Übersetzung zwischen *Anciens, Modernes* und Postmodernen

### Anmerkungen zu einer hermeneutischen Übersetzungspragmatik

"Ohne Zweifel ist La Fontaine von der Vollkommenheit Aesops so weit entfernt wie der Affe von der menschlichen Gestalt."<sup>1</sup> Dies jedenfalls behauptete 1694 Johann Friedrich Cramer, als er die deutsche Literatur mit Hilfe der antiken gegenüber der neueren französischen Literatur verteidigen wollte.

Die "Querelle des Anciens et des Modernes" ist ein beliebtes Modell, wenn es darum geht, einen Paradigmenwechsel<sup>2</sup> und seine Konsequenzen zu veranschaulichen. So geht es auch im folgenden nicht um das 17. Jahrhundert, sondern um einen Modellfall und seine Konsequenzen für die Übersetzungswissenschaft. Uns dient er als Ausgangspunkt, an den sich ein Blick auf die Abgrenzungen der Postmoderne des 20. Jahrhunderts gegenüber der Moderne anschließen soll. Beide Modellfälle sollen Sinn und Notwendigkeit einer hermeneutischen Übersetzungspragmatik veranschaulichen, zu der ich mit einigen grundlegenden Bemerkungen hinführen möchte.

Im folgenden werde ich erstens auf diese theoretischen Grundlagen eingehen, um sie dann zweitens anhand der "Querelle" zu veranschaulichen. Die Diskussion um die Postmoderne, die ich an dritter Stelle anführe, ist das neueste Beispiel einer Fortsetzung der "Querelle". Zum Abschluß werde ich viertens mit Blick auf beide Modelle das Schema einer hermeneutischen Übersetzungspragmatik mit Hilfe des Zeichendreiecks von Ch. Morris kurz vorführen. Zunächst also zu den Vorbemerkungen des theoretischen ersten Teils:

Intensiv hat sich die Übersetzungswissenschaft<sup>3</sup> mit Problemen linguistischer Semantik, wie der lexikalischen Ein- oder Mehrdeutigkeit oder

---

<sup>1</sup> Zit. nach Peter K. Kapitza, *Ein bürgerlicher Krieg in der gelehrten Welt. Zur Geschichte der Querelle des Anciens et des Modernes in Deutschland*, München 1981, S. 341.

<sup>2</sup> Vgl. Thomas S. Kuhn, *The Structure of Scientific Revolutions*, Chicago 1962 (dt. *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*, Frankfurt 1967).

<sup>3</sup> Vgl. z.B. Werner Koller, *Einführung in die Übersetzungswissenschaft*, Heidelberg 1979; Erwin Reiner, *Aspekte der Übersetzung. Prolegomena einer Paenidenthematik*, Wien 1987; Winfried Sdun, *Probleme und Theorien des Übersetzens in*

dem Unterschied zwischen treuer Übersetzung und Überarbeitung bzw. zwischen dokumentarischer und freier Übersetzung bei illusionistischer bzw. antiillusionistischer Methode beschäftigt. Als Kommunikationsakt ist das Übersetzen auch informationstheoretisch betrachtet worden, wobei allerdings meist die historische Perspektive zugunsten komplizierter Schematismen geopfert wurde. Demgegenüber versucht eine hermeneutisch verstandene Übersetzungspragmatik gerade die historische Dimension einzubeziehen und darzustellen, wie Handlungsabläufe, die beim Übersetzen relevant werden, mit mentalen Vorgängen, wie Weltverständnis und Textrezeption, in einem Bedingungsverhältnis stehen.

Sie orientiert sich dabei weniger an der "Sprechhandlung" von D. Wunderlich<sup>4</sup>, dem "kommunikativen Handeln" von J. Habermas<sup>5</sup> oder dem kommunikativen Handlungsspiel von S. J. Schmidt<sup>6</sup>, als an dem Modell, das B. Schlieben-Lange 1983 ausgehend von E. Coseriu und K. Bühler unter dem Titel *Traditionen des Sprechens* entworfen hat.<sup>7</sup> Dort fragt sie, in welchen Traditionen wir stehen, wenn wir sprechen. Entsprechend lautet unsere Frage: "In welchen Traditionen stehen wir, wenn wir übersetzen?" Es sind Traditionen des Umgangs mit Texten, mit Medien und Vorurteilen.

Der Begriff der Pragmatik ist durch Ch. Morris<sup>8</sup> verbreitet worden. Er unterscheidet in der Semiotik: Syntaktik, Semantik und Pragmatik. Die Sprachwissenschaft hat z.B. durch die Sprechakttheorie ihre Perspektive systematisch um den pragmatischen Ansatz erweitert. Da der Übersetzer an einer Sprachhandlung beteiligt ist, die ohne Übersetzung nicht zustande kommen würde, können von einer pragmatischen Übersetzungswissenschaft besondere Aufschlüsse erwartet werden. Wenn sie mit der Berücksichtigung der Mentalität und der Vorurteile auch die Hermeneutik einbezieht, erscheint die Bezeichnung "hermeneutische Übersetzungspragmatik" gerechtfertigt. Diese erweitert die Beziehung Text-Bedeutung durch

---

Deutschland vom 18. bis zum 20. Jahrhundert, München 1967; Brigitte Schultz (Hg.), *Die literarische Übersetzung. Fallstudien zu ihrer Kulturgeschichte*, Berlin 1987.

<sup>4</sup> Vgl. Dieter Wunderlich, *Studien zur Sprechakttheorie*, Frankfurt 1976.

<sup>5</sup> Vgl. Jürgen Habermas, "Vorbereitende Bemerkungen zu einer Theorie der kommunikativen Kompetenz", in Habermas/Luhmann, *Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie*, Frankfurt/M. 1971, S. 101-141; J. Habermas, *Theorie des kommunikativen Handelns*, 2 Bde, Frankfurt/M. 1981.

<sup>6</sup> Vgl. Siegfried J. Schmidt, *Bedeutung und Begriff. Zur Fundierung einer sprachphilosophischen Semantik*, Braunschweig 1969, bes. S. 65ff.

<sup>7</sup> Vgl. Brigitte Schlieben-Lange, *Traditionen des Sprechens: Elemente einer pragmatischen Sprachgeschichtsschreibung*, Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz 1983.

<sup>8</sup> Vgl. Charles W. Morris, *Signs, Language and Behavior*. Englewood Cliffs 1946, dt. Fassung: *Zeichen, Sprache und Verhalten*, Düsseldorf 1973.

die für eine Übersetzung ebenso wesentlichen Beziehungen Autor-Text, Autor-Leser und Text-Leser. Da die Übersetzung in die zuletzt genannten Beziehungen eingreift, sind sie in einer hermeneutischen Übersetzungspragmatik<sup>9</sup> zu berücksichtigen. Dies geschieht im Rahmen einer Rezeptionswissenschaft, einer "Wissenschaft der Textproduktion" und einer Mentalitätsgeschichte. Da der Umgang mit Texten durch ein Medium erfolgt, das in seinen Darstellungsformen und Möglichkeiten gebunden ist, erscheint als weiterer wichtiger Bestandteil der hermeneutischen Übersetzungspragmatik die Medienwissenschaft.

Hermeneutische Übersetzungspragmatik kann in der Diachronik im geschichtlichen Ablauf wechselnde Formen des Umgangs mit Texten thematisieren, wie das Beispiel der "Querelle" belegen soll, bei der die Haltung der *Anciens* jener der *Modernes* zeitlich vorausgeht. Daß sie auch in der Synchronie von Nutzen ist, soll der Blick auf die Postmoderne belegen. Die Aufgaben der Kontextdisziplinen lassen sich wie folgt anhand von Beispielen kennzeichnen, die im Zusammenhang mit der "Querelle" und der Postmoderne-Diskussion zur Sprache kommen werden. Die Rezeptionswissenschaft analysiert z.B. Präferenzen des Publikums für bestimmte Epochen und Texttypen; sie stellt Typologien von Rezeptionsformen auf, differenziert zwischen serviler und eklektizistischer Imitation und charakterisiert in diesem Zusammenhang Plagiat, Zitat, Textedition und Übersetzung; dabei berücksichtigt sie unterschiedliche Haltungen gegenüber der Vorlage, wie z.B. Respekt und Indifferenz; sie unterscheidet Typen des Rezeptionspublikums und Formen indirekter Rezeption.

Die Wissenschaft von der Textproduktion hat über die Poetologie oder Ästhetik hinauszugehen, Mentalitätsgeschichte und auch Rhetorik, etwa in der Frage der Textproduktion zwischen *inventio* und *imitatio*, einzubeziehen.

Die Mentalitätsgeschichte macht Angaben zu den Erfahrungshorizonten und Identifikationsmustern. Sie unterscheidet z.B. zwischen Pedant und *honnête homme*, thematisiert das jeweilige Vorwissen (bes. verbreitete Kenntnis fremder Sprachen), die Geschichte einzelner Vorurteile (Klimatheorie oder *praeiudicium auctoritatis*), die Dominanz einzelner Wissenschaftsdisziplinen über andere (z.B. Naturwissenschaft-Geisteswissenschaft). Sie erklärt die Bevorzugung einzelner mentaler Fähigkeiten, wie z.B. der kritischen Vernunft (bei Descartes) gegenüber gelehrtem Erinnerungsvermögen (in der theologischen Dogmatik). Schließlich ist sie in der Lage, Paradigmenwechsel zu erkennen.

---

<sup>9</sup> Zur Beziehung zwischen Hermeneutik und Übersetzung vgl. Hans-Georg Gadamer, "Sprache als Medium der hermeneutischen Erfahrung", in H.J. Störig (Hg.), *Das Problem des Übersetzens*, Darmstadt 1969, S. 402-409.

Die Medienwissenschaft erhellt z.B. die Bedeutung des Buchs nach Erfindung der Druckerpresse, der Konversation im 17. Jahrhundert, des Films oder Computers im 20. Jahrhundert. Auch die Wahl einer Sprache ist die Entscheidung für ein bestimmtes Medium, wie die wechselnde Präferenz für Sprachen wie Latein und Volkssprache zeigt. Erst vor dem Hintergrund dieser Kontextdisziplinen ist es möglich, Kriterien für die Übersetzungsbewertung und für die Wahl zwischen "freier" und "wörtlicher" Übersetzung anzugeben. Sie erlauben es, die Interessenlage hinsichtlich einer Übersetzung einzuschätzen und anhand von Relevanzkriterien zu erklären, warum bestimmte Texte übersetzt werden und von der Übersetzung anderer abgesehen wird. Sie ermöglichen schließlich Bedarfsanalysen von Übersetzungen ausgehend von Rezeptions- und Produktionsmustern sowie der Beurteilung der Medien. Da bei der "Querelle" in der Gruppe der *Anciens* wie in der Gruppe der *Modernes* die Anhänger der unterschiedlichen Rezeptionsformen von der Imitation bis zur Übersetzung vertreten sind, lassen sich Paralleltäten in der Mentalität und der Einschätzung der Medialität aufweisen, wie nunmehr dargestellt werden soll.

Ich komme also zum zweiten Teil, zur "Querelle des Anciens et des Modernes". Zunächst ein paar Worte zu den Implikationen der Auseinandersetzung. In dem Streit ging es um die Bewertung der antiken Literatur verglichen mit der modernen, d.h. damals zeitgenössischen. Letzterer gaben die *Modernes* die Priorität gegenüber der antiken Literatur, während den *Anciens* die antike Literatur überlegen erschien. In der Nachfolge der Humanisten sahen sich die *Anciens* in einer Gemeinschaft mit der Antike. Sie nahmen prinzipiell – hermeneutisch verstanden – denselben Horizont für die antiken Autoren wie für sich selbst an, so daß die Beschäftigung mit den antiken Autoren als Erweiterung ihres eigenen Horizontes gelten konnte, der nur einen kleinen Teil im weiten Horizont der antiken Autoren darstellte. So waren die *Anciens* der Meinung, die wichtigsten Auskünfte über sich selbst in den alten Texten zu finden. Diese erschienen vor diesem Hintergrund besonders verehrungswürdig. Die Beschäftigung mit ihnen war auf verschiedenen Ebenen institutionalisiert. Sie erfolgte durch Imitation, Zitierweise, Textedition und schließlich durch Übersetzung. Auf allen Ebenen wollten die *Anciens* dem hohen Rang der Vorlage Rechnung tragen. Während die Imitation nicht durch allzu große Servilität die Textvorlage zum Plagiat pervertieren durfte und das Zitat exakt die Quelle anzugeben hatte, galt es, den ursprünglichen Text sowohl in der kritischen Neuedition als auch in der Übersetzung möglichst originalgetreu wiederzugeben. Ganz anders war die Haltung der *Modernes* gegenüber den ihnen vorliegenden antiken Texten. Diese erschienen zwar immer noch so gewaltig, daß sie gern mit einem Riesen verglichen wurden.

Streng von ihm unterschieden und ihm überlegen sahen sich die Vertreter der *Modernes* jedoch, wenn sie sich in der Fortsetzung des Vergleiches selbst als den Zwerg betrachteten, der, obwohl normalerweise von kleinerer Gestalt, den Riesen überragt, da er auf dessen Schultern sitzt.

Der Vergleich veranschaulicht, daß von einem gemeinsamen Erfahrungshorizont nicht mehr die Rede sein kann. Zwerg und Riese sind voneinander getrennt und bringen unterschiedliche Erfahrungen mit. So geht der Horizont der *Modernes* nicht – wie bei den *Anciens* – als kleiner Teil im weiten Horizont der antiken Autoren auf. Vielmehr geht er darüber hinaus und benötigt für sich nur noch selektiv einzelne Elemente der antiken Texte, die er innerhalb seines neuen Horizonts adaptieren und applizieren muß. Eben auf diese Tatsache spielt das Bienengleichnis an, das den modernen Betrachter antiker Texte mit Bienen vergleicht, die von Blüte zu Blüte fliegen, um sich das jeweils für sie gerade Passende auszuwählen.<sup>10</sup> Weder die ursprüngliche Gestalt noch der ursprüngliche Kontext der Vorlage brauchen bei einem derartigen Umgang mit der Textvorlage pietätvoll berücksichtigt zu werden. Wo die Vorlage gleichermaßen als Steinbruch zur freien Verfügung steht, gilt die Priorität dem neuen Gebäude, nicht dem alten. Dies hat wiederum Konsequenzen für die Imitation, die Zitierweise, die Textedition und schließlich und vor allem für die Übersetzung. Während die Imitation nach Verlust des zuvor als gemeinsam empfundenen Horizonts aus den Vorlagen oft nur Bruchstücke übernimmt, geht man mit den Zitaten so freimütig um, daß man sie bewußt verfremdet und variiert und auf die ausdrückliche Angabe von Quellen völlig verzichtet. Mit dem Verlust des Prestiges der antiken Tradition verliert auch die Edition der antiken Texte an Bedeutung. In diesen Kontext fügt sich nun nahtlos ein, daß auch die Übersetzung der tradierten Texte nicht mehr respektvoll auf Bewahrung der Vorlage angelegt ist, sondern den Originaltext im Interesse der höherwertigen Gegenwart zu einem modernen Text umgestaltet. So erscheint die dem Programm der *Modernes* gemäße Übersetzung, wie sie auch im Barock gepflegt wurde, nicht selten als Neu- und Umdichtung.

Ich erläutere jetzt die Implikationen des Streits anhand einiger konkreter historischer Fakten. Die "Querelle des Anciens et des Modernes", auf deren zentrale Bedeutung Romanisten wie Werner Krauss<sup>11</sup> und Hans

<sup>10</sup> Vgl. Jürgen v. Stackelberg, "Eklektisches Übersetzen I", in Brigitte Schultze (Hg.), *Die literarische Übersetzung. Fallstudien zu ihrer Kulturgeschichte*, Berlin 1987, S. 53-62.

<sup>11</sup> Vgl. W. Krauss, "Der Streit der Altertumsfreunde mit den Anhängern der Moderne und die Entstehung des geschichtlichen Weltbildes", in W. Krauss/H. Kortum, *Antike und Moderne in der Literaturdiskussion des 18. Jahrhunderts*, Berlin 1966, S. IX-LIX.

Robert Jauss<sup>12</sup> hingewiesen haben, ist nicht erst im Jahr 1687 ausgelöst worden, als anlässlich der Genesung von Ludwig XIV. Charles Perraults Gedicht "Le siècle de Louis le Grand" vorgetragen wurde. Darin vertrat er die These vom Vorrang der Moderne gegenüber der Antike, die er später in seinem vierbändigen Werk *Parallèles des Anciens et des Modernes* (1688-1697) ausführlich belegte. A. Buck<sup>13</sup> hat zu Recht auf die lange, bis zur Antike zurückreichende Vorgeschichte der Debatte hingewiesen, die sich auf Dichtung, Kunst, Wissenschaft und Staatskunst bezogen hatte. Haben doch schon die alten Römer als Nachahmer der Griechen die wichtigsten einschlägigen Sentenzen geprägt. Bekannt ist Ciceros Diktum, er wolle lieber mit den Alten irren als mit den Neueren die wahre Ansicht haben. Dem hielt Aulus Gellius "veritas filia temporis" gegenüber. Das "Moderne" als etwas durch die wissenschaftliche Erkenntnis neu Gewonnenes hatte als "professioneller Habitus des Gelehrten" nach H. Blumenberg<sup>14</sup> noch bei Descartes von Seiten der theologischen Dogmatik Kritik bezogen. Letztere geht auf die Zeit zurück, als man noch in zahlreichen Disziplinen, wie z.B. in der Astronomie im Falle von Galilei, Wahrheit und Altertum auf der einen Seite und Falschheit und Neuigkeit auf der anderen miteinander verbunden gesehen hatte. Die Verweigerung der Rezeption des Neuen ist von einem Vorurteil, einem *praeiudicium auctoritatis*, bestimmt, das zugunsten der Vernunft abzubauen bereits Perrault empfahl. Hier zeigt sich die ursprüngliche, aus dem juristischen Bereich stammende negative Akzentuierung des Begriffs "Vorurteil", auf die H. G. Gadamer hingewiesen hat. Anlehnend an Descartes hatte Christian Thomasius 1689 in Leipzig in einer Vorlesung über die Vorurteile diese psychologisch als Hemmnisse für die vernünftige Erkenntnis bzw. Rezeption von Texten bezeichnet.<sup>15</sup> Gadamer hat darauf hingewiesen, daß ein solches Vorurteil gegen die Vorurteile, wie das von Thomasius, nicht immer zugleich auch

die Entmachtung der überlieferten Tradition zur Folge hat.<sup>16</sup> So lieferte z.B. die Klimatheorie ein Vorurteil zur Rehabilitierung der Beschäftigung mit der Überlieferung, wenn sie behauptete, daß die klimatischen Gegebenheiten für die Entfaltung des Geistes nur in den Breiten von Griechenland oder Rom günstig waren.<sup>17</sup> Auch führt das mit einem negativen Vorurteil behaftete Eigene zur Suchtenach dem mit positivem Vorurteil belegten Fremden. Deshalb hat 1614 Guillaume du Vair in seinem *Traité de l'éloquence française* als Mittel zur Überwindung des niedrigen Niveaus der französischen Redekunst die Imitation der antiken gefordert, also ganz im Sinne der Humanisten die Antike in den Dienst der Erneuerung des Eigenen gestellt.<sup>18</sup> Da er das Fremde an den Quellen aufsuchen wollte, trat er für eine Verbesserung des Lateinunterrichts ein, dessen Praxis an den Schulen zu seiner Zeit ihm nur geeignet erschien, das Interesse an der Antike zu verderben. Griechische Autoren wurden ohnehin in lateinischer Übersetzung gelesen. So erscheint Boileau die "Querelle" in erster Linie als Übersetzungsproblem, da sein Gegner Perrault, wenn er die griechische Literatur verurteile, nur zu Recht deren in der Tat schlechte lateinische Übersetzungen verurteile. Da somit mangelhafte Übersetzungen als Ursache für mangelnde Rezeptionsmöglichkeiten angeführt werden, ergeben sich zwei Möglichkeiten für die Steigerung des Rezeptionswillens: Bessere Übersetzungen oder Lektüre der Quellen in der Ursprache. Boileau entscheidet sich für letzteres und führt ein Plädoyer für den verstärkten Fremdsprachenunterricht und gegen die verbreitete Übersetzungspraxis.

Die gegenteilige Meinung vertritt Desmarests de Saint-Sorlin, der selbst antike Texte in Übersetzungen zugänglich macht. In der Argumentation zu seiner Rechtfertigung holt er weit aus, indem er die beiden Positionen der "Querelle" relativiert. Im Widmungsschreiben seiner *Comparaison de la langue et de la poésie française, avec la Grecque et la Latine* (1670) hebt er hervor, daß die gegensätzlichen Standpunkte bei der Beurteilung der Literatur auf einer unterschiedlichen Bewertung der Sprache beruhen: Auf der einen Seite halten die Verteidiger der Antike eine gute gegenwärtige Literatur in französischer Sprache für unmöglich, weil das Französische noch nicht den Rang der antiken Sprachen eingenommen habe. Auf der anderen Seite halten die Modernen die zeitgenössische französische Literatur für überlegen, weil es gerade die Sprache den Franzo-

<sup>12</sup> Vgl. H. R. Jauss, "Antiqui/moderni (Querelle des Anciens et des Modernes)", in J. Ritter, (Hg.), *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Bd. 1, Darmstadt 1971, S. 410-414; vgl. auch ders., "Ästhetische Normen und geschichtliche Reflexion in der Querelle des Anciens et des Modernes", in Ch. Perrault, *Parallèles des Anciens et des Modernes*, München 1964, (Faksim. Paris 1688-1696).

<sup>13</sup> Vgl. August Buck, "Aus der Vorgeschichte der 'Querelle des Anciens et des Modernes' in Mittelalter und Renaissance (1958)", in ders., *Die humanistische Tradition in der Romania*, Bad Homburg 1968; vgl. auch ders., "Die 'Querelle des Anciens et des Modernes' im italienischen Selbstverständnis der Renaissance und des Barocks", in *Sitzungsberichte der wissenschaftlichen Gesellschaft an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt*, B. 11, Nr. 1, Wiesbaden 1973.

<sup>14</sup> Hans Blumenberg, *Die Legitimität der Neuzeit*, Frankfurt/M. 1972, S. 403f.

<sup>15</sup> Vgl. Christian Thomasius, "De Praejudiciis oder von den Vorurteilen, die uns an der Erkenntnis der Wahrheit hindern (1689)", in F. Brüggemann, *Aus der Frühzeit der deutschen Aufklärung*, Weimar, Wein, Leipzig 1928, S. 36-38.

<sup>16</sup> "Dies grundlegende Vorurteil der Aufklärung ist das Vorurteil gegen die Vorurteile überhaupt und damit die Entmachtung der Überlieferung." Hans Georg Gadamer, *Wahrheit und Methode*, Tübingen 1965, S. 255.

<sup>17</sup> Vgl. Mme Dacier, *Des causes de la corruption du goût*, Paris 1714.

<sup>18</sup> Vgl. Hippolyte Rigault, *Histoire de la querelle des anciens et des modernes*, New York 1963, S. 58.

sen ermöglichte, die Griechen und Römer zu übertreffen. Die Interessenslage der beiden Parteien erklärt er nun psychologisch. Diejenigen, die Latein und Griechisch beherrschten und in der Muttersprache nichts geschrieben hätten, verteidigten in ebenso natürlicher Weise ihre Antike, wie diejenigen, die nur Französisch könnten, die französische Literatur. Beide seien in einem Vorurteil befangen und haben keine "liberté pour en juger".<sup>19</sup> Dem will er selbst mit seinem Buch abhelfen, indem er die schönsten lateinischen Texte angemessen ins Französische übersetzt und ihnen französische Texte entgegenstellt. So könne sie insbesondere auch die weibliche, der antiken Sprache unkundige, Leserschaft anhand der Übersetzung miteinander vergleichen. Ausdrücklich hebt er hervor,<sup>20</sup> daß für die Beurteilung der inventio eines Textes die Übersetzung völlig ausreichend sei. Im übrigen könne der Leser auf diese Weise zugleich auch über die griechische Literatur urteilen, von der bekanntlich die ausgewählten römischen Texte Imitationen seien. Hier sieht Saint-Sorlin die römische Rezeption der Griechen nicht als Nach-, sondern als Vorurteil.

Die imitatio allerdings schätzt er nicht besonders. Denn inventio sei das Wesentliche. Während ihm die Erfinder als Löwen erscheinen, die mutig und kraftvoll ihren Weg suchen, stellt er die Nachahmer als Schafe dar, die von einem Schäfer geführt werden. Für ihn als Parteigänger der *Modernes* ergibt sich daraus die notwendige Konsequenz, daß die zeitgenössische französische Dichtung – im Gegensatz zur römischen – in erster Linie Resultat der inventio, nicht aber der imitatio ist.<sup>21</sup> So will er mit seinen Beispielübersetzungen zeigen, daß die *Modernes* die Antiken vor allem in der rhetorischen Kategorie der inventio übertreffen.<sup>22</sup>

Die Betonung der inventio ist signifikant. Sie liefert auch den Mechanismus zur Unterscheidung zwischen dem in der tonangebenden höfischen Mentalität abgelehnten Pedanten und der Identifikationsfigur des *honnête homme*. Denn dem bornierten Pedanten, dem Grammatiker als Kommentator<sup>23</sup>, kam es zu, sich durch Silben, Wortwahl oder Stil begeistern zu lassen. Der mondäne Adlige, der *honnête homme*, war seit Descartes nicht an der Rezeption ferner Überlieferungen sondern in erster Linie an den Dingen interessiert, die sich auf sein persönliches Umfeld bezogen. In diesem Licht erscheint die "Querelle" nicht zuletzt auch als Auseinandersetzung zwischen pedantischer und höfischer Mentalität.

<sup>19</sup> Jean Desmarests de Saint-Sorlin, *La comparaison de la langue et de la poésie française, avec la Grecque et la Latine*, Paris 1670, S. 103.

<sup>20</sup> Vgl. ebd., S. 96.

<sup>21</sup> Vgl. ebd., S. 94.

<sup>22</sup> Vgl. ebd., S. 104.

<sup>23</sup> Vgl. Hubert Gillot, *La querelle des Anciens et des Modernes en France*, Genf 1968, S. 374ff.

Aufschlußreich für die archäologisierende, pedantische Haltung ist Mme Dacier. Im Vorwort zu ihrer Iliasübersetzung argumentiert sie noch 1699 im Sinne der gesellschaftsfernen, unhöfischen Haltung der Grammatiker, wenn sie ihre Übersetzung mit einer Mumie der schönen Helena vergleicht, von der zwar weder das Feuer der Augen noch die Anmut sichtbar, aber immer noch die Schönheit der Gesichtszüge erhalten sei.<sup>24</sup> Dem Cartesianer Malebranche allerdings erschien ein so gearteter Pedantismus mit seiner "fausse erudition"<sup>25</sup>, die nichts anderes als eine Reihe von Vorurteilen bedeutete, als Bedrohung für die Wahrheit und der Kommentar von obskuren, antiken Texten als bloße Eitelkeit. Opfer einer Karikatur von Boileau wurden beide Positionen 1665, der in seiner vierten Satire den mit Blick auf seine "vaine science" arroganten Pedanten einem ignoranten Höfling gegenüberstellt.<sup>26</sup>

Die beim Grammatiker und *honnête homme* gegensätzlichen Haltungen bei der Rezeption der Überlieferung zeigen sich auch in unterschiedlichen Typen der Übersetzung. Während im 16. Jahrhundert ein Übersetzer wie Amyot<sup>27</sup> – ganz im Sinne der späteren *Anciens* – seine antiken Originale auf Reisen nach Italien suchte, in Sizilien ein Exemplar von Diodor von Sizilien und in Rom eine vollständige Ausgabe der *Aithiopica* von Heliodor fand, bleibt ein beliebter Übersetzer des 17. Jahrhunderts, wie Perrot d'Ablancourt, als *honnête homme* in seinem Salon, um dort die Texte so zu arrangieren, wie es dem Geschmack des zeitgenössischen Publikums entgegenkommt. Während Amyot trotz einiger Ungenauigkeiten bei seiner Übersetzung streng am Original festhält, mit dem er die französische Literatur bereichern will, sieht man im 17. Jahrhundert die Notwendigkeit, das Original zu vervollkommen und den höherwertigen zeitgenössischen Verhältnissen anzupassen, damit es so erst die erforderliche Würde erhält. Führt doch Boileau die Abneigung gegenüber der Antike auf deren pedantische Übersetzungen zurück: "Savez-vous pourquoi les anciens ont si peu d'admirateurs? C'est parce que les trois quarts de ceux qui les ont traduits étaient des ignorants et des sots."<sup>28</sup> So erscheint die bislang verbreitete Übersetzungspraxis als Ursache und deren Veränderung als Konsequenz der "Querelle".

Perrot d'Ablancourt ist ein Beispiel für eine neue Art der Übersetzung. Er hat gegenüber Desmarests de Saint-Sorlin den Vorzug, sie nicht nur psychologisch zu kommentieren, sondern sie auch theoretisch zu untermauern. Sein der Mentalität des *honnête homme* angepaßtes, adaptieren-

<sup>24</sup> Vgl. Hippolyte Rigault, a.a.O., S. 382 (Préface de l'"Iliade", S. 45)

<sup>25</sup> Vgl. Peter K. Kapitza, a.a.O., S. 358.

<sup>26</sup> N. Boileau, *Oeuvres complètes*, Paris 1966, S. 26.

<sup>27</sup> Vgl. Hippolyte Rigault, a.a.O., S. 62.

<sup>28</sup> Zit. nach ebd., S. 68.

des Übersetzungsverfahren begründet er 1654 im Widmungsschreiben seiner Lukianübersetzung: "Comme la plupart des choses qui sont ici [d.h. im Originaltext] ne sont que des gentillesses et des railleries, qui sont diverses dans toutes les langues, on n'en pouvait faire de traduction régulière."<sup>29</sup> Insbesondere die zahlreichen von Lukian zitierten Verse des Homer erscheinen nach d'Ablancourt dem zeitgenössischen Geschmack pedantisch, die alten Mythen banal und die Sentenzen, wie Beispiele und Vergleiche so überholt, daß sie nicht den beabsichtigten, sondern eher einen entgegengesetzten Effekt beim Publikum erzielen würden: "Car il s'agit ici de galanterie, et non pas d'érudition. Il a donc fallu changer tout cela pour faire quelque chose d'agréable."<sup>30</sup> Dabei kann es, sagt er, geschehen, daß man Schönheitsfehler des Originals im Interesse des Postulats des Gefallens retouchieren muß. Da dabei nicht nur Werke, sondern auch Gedanken im Interesse des Rezipientenkontextes zu ändern seien, vergleicht er seine Übersetzung mit der Absicht eines Diplomaten, der die Kleidung seines Gastlandes anlegt, um denen, denen er dort – ganz im höfischen Sinn – "gefallen" will, nicht lächerlich zu erscheinen. Resümierend stellt er fest: "Je ne m'attache donc pas toujours aux paroles ni aux pensées de cet auteur; et demeurant dans son but, j'agence les choses à notre air et à notre façon."<sup>31</sup> Daß dies nicht ganz dem entspricht, was man gemeinhin unter einer Übersetzung versteht, gibt er zu. Aber es sei besser als jede andere denkbare Übersetzung.<sup>32</sup> Daß dies in der Tat die einzig annehmbare Art der Übersetzung im Lager der *Modernes* war, betont Patru, wenn er hervorhebt, daß d'Ablancourt die Bewunderung seiner Zeit dadurch gewonnen habe, daß er für die gute Übersetzung in erster Linie die Berücksichtigung von "force" und "grâces" des Originals fordere.<sup>33</sup> "Force" würde man heute wahrscheinlich mit dem Begriff des "kommunikativen Effekts" übersetzen. Zu Recht hat man hervorgehoben, daß bei derart starker Berücksichtigung des Publikumsgeschmacks kein großer Unterschied mehr zwischen der Darstellung der Römer in den Romanen einer Mlle de Scudéry (z.B. *Clélie*, 1656) und den Übersetzungen von d'Ablancourt (*Annalen* des Tacitus, 1640 und 1651) besteht.<sup>34</sup> Wenn es La Motte im Interesse des Publikumsgeschmacks sogar für erforderlich hält, in seiner Übersetzung Homer zu verbessern und um die

<sup>29</sup> Perrot d'Ablancourt, trad., *Lucien de Samostate*, Paris 1654 (2 Bde.).

<sup>30</sup> Zit. nach Hippolyte Rigault, a.a.O., S. 63.

<sup>31</sup> Zit. nach ebd., S. 64.

<sup>32</sup> Vgl. ebd.

<sup>33</sup> Vgl. ebd.

<sup>34</sup> Vgl. auch "Il y a plus d'un air de famille entre l'Achille galant de Racine et l'Achille des 'belles infidèles', entre l'Agamemnon de Mme Dacier, et le Darius de Le Brun, ou le Cyrus de Mlle de Scudéry." Hubert Gillot, a.a.O., S. 359.

Hälfte zu kürzen<sup>35</sup>, dann ist er zugleich als Übersetzer, philologischer Textkritiker und Zensor tätig. Voltaire kolportiert zu einem solchen Umgang mit Textvorlagen ein Diktum der Mme de Sévigné.<sup>36</sup> Diese habe Übersetzungen mit Diensthofen verglichen, die eine Botschaft ihres Herrn überbringen sollen, aber meist das Gegenteil von dem sagen, was man ihnen aufgetragen hat, und sich im allgemeinen als noch größere Herrschaften fühlen als die Herren, denen sie dienen, insbesondere wenn diese alt sind.

Die Parallelitäten zwischen Imitation, Textedition, Zitierweise und Übersetzungen belegen also eine prinzipielle Gleichartigkeit der Rezeptionshaltung auf der einen Seite bei den Parteigängern der *Anciens* und auf der anderen Seite bei denen der *Modernes*. So zeigt die "Querelle", daß die Übersetzung antiker Texte in der Art des Umgangs mit antiken Textvorlagen überhaupt fundiert ist. Letztere ist durch Vorgaben der Mentalität und durch Rezeptionshaltungen charakterisiert. Der Umgang mit Textvorlagen erweist sich also als eine der reinen Übersetzung übergeordnete Perspektive. Es stellt sich die Frage, ob er seinerseits mit einer anderen, wiederum übergreifenden Kategorie in einem Wechselverhältnis steht. Da die *Modernes* wie die Vertreter der Alten den Umgang mit Texten bewerten, liegt die Vermutung nahe, daß auch die mediale Erscheinungsweise der Texte eine Rolle spielt. In der Tat hatte es die Erfindung der Druckerpresse ermöglicht, einem breiteren Publikum antike Texte zugänglich zu machen. Sie war zumindest in der Zeit der Renaissance die Ursache nicht nur für das Auftreten eines neuen Schriftsteller- und Lesertyps, sondern auch für die besondere Achtung, mit der man das Buch als neues Produkt umgab. Die Ehrfurcht gegenüber dem Medium konnte auf seine antiken Inhalte übertragen werden. Vor diesem Hintergrund ist bemerkenswert, daß die "Querelle" zu einer Zeit begann, in der die mündliche Gesprächskultur einen Höhepunkt in dem kleinen, für das damalige kulturelle Leben maßgeblichen Kreis der Höflinge erlebte.<sup>37</sup> Der *honnête homme* zog die Gegenwart von Freunden und die Unterhaltung mit ihnen der Lektüre von Büchern vor, die oft als Tätigkeit des Pedanten abqualifiziert wurde. So wird verständlich, daß die Vertreter der *Modernes*, die den Kreisen des Hofes entstammten, nichts Höheres als den Glanz ihres absolutistischen Hofes anerkennen wollten. Dies erklärt ihr Überlegenheitsgefühl gegenüber der Vergangenheit und gegenüber den antiken Texten. Daraus entsteht das Interesse an der Applikation und Adaptation. So ist es nicht zuletzt auch die Bevorzugung des Mediums der Konversa-

<sup>35</sup> Vgl. ebd., S. 67.

<sup>36</sup> Vgl. ebd., S. 65.

<sup>37</sup> Vgl. Chr. Strosetzki, *Rhétorique de la conversation. Sa dimension littéraire et linguistique dans la société française du XVIIe siècle*, Paris, Seattle, Tübingen 1987.

tion gegenüber jenem des Buches, die mitverantwortlich war für den freien Umgang mit der Tradition bei den *Modernes*, sei es beim Zitieren, sei es beim Übersetzen.

Der Blick auf die "Querelle des Anciens et des Modernes" hat also veranschaulicht, daß Übersetzen in den allgemeinen Umgang mit Texten und zugleich auch in die Präferenz für das eine oder andere Medium eingebunden ist. Eine historisch orientierte Übersetzungswissenschaft hat dieser Tatsache Rechnung zu tragen, wenn sie historische Übersetzungskritik betreibt. Es ist unmöglich, den Wert einer "freien" gegenüber einer "wörtlichen" Übersetzung zu beurteilen, ohne die spezifischen mentalen Rahmenbedingungen, sowie parallele, miteinander vergleichbare Formen des Umgangs mit Texten und mediale Komponenten, zu berücksichtigen. So erscheint eine diachrone Übersetzungswissenschaft eingebunden in eine diachrone Rezeptionswissenschaft, die ihrerseits eine Ergänzung finden muß durch eine diachrone Medienwissenschaft.

## Die Postmoderne

Entsprechendes gilt aber auch für eine synchrone Übersetzungswissenschaft, die sich auf die Analyse eines einzigen zeitlichen Moments beschränkt. Dies soll im folgenden anhand der gegenwärtigen Diskussion um die Postmoderne erläutert werden. Auf den ersten Blick scheint diese wenig mit dem Vorausgegangenen zu tun zu haben. Bei näherem Hinsehen jedoch ändert sich dieser Eindruck. Indem sich die Postmoderne nämlich ähnlich wie die *Modernes* der "Querelle" im Gegensatz zu einem überwundenen Stadium definiert, erscheint sie durchaus als eine neue Version der alten "Querelle". Diesmal aber ist es die Moderne, die veraltet ist. Sie soll im folgenden jedoch nur in ihrer Einschätzung durch die Postmoderne vorgestellt werden. Als Unterscheidungsmerkmal gegenüber der Moderne sieht die Postmoderne den unterschiedlichen Umgang mit der überlieferten Tradition. Verantwortlich für ihre neue Haltung gegenüber der Tradition machen die Vertreter der Postmoderne nicht zuletzt das neue Medium des Computers. Die Rezeptionsform hängt also hier von einem Medium ab, das eine bestimmte Mentalität bedingt.

Die Postmoderne betrifft die Gegenwart. Daher ist es nicht verwunderlich, daß man sich auch in der Tagespresse immer wieder um das Verständnis dieses Begriffes bemüht. So hält Eckhard Nordhofen 1987 in der Wochenzeitung *Die Zeit* "Postmoderne" zur Benennung der Gegenwart für unangemessen, da dieser Begriff das Heute als schon veraltet und die Gegenwart als *passé* erscheinen lasse. *Die Welt* vom 25.10.1986 konstatiert eine "auf informationstechnologischer Basis erfolgende Einlösung des

alten Traums von der Überführung aller Materie in Geist" und beruft sich auf Ihab Hassan, der die Postmoderne als "neuen Gnostizismus deutet. Sie sieht in ihrem Denken die Philosophie dieser Welt".<sup>38</sup> Sie ist also nicht bloße Ästhetik einer Gruppe von Autoren, sondern ein mentales Phänomen, wie die Positionen der "Querelle", das seine Auswirkungen in unterschiedlichen Bereichen der Wissenschaft und Praxis hat. G. Hensel<sup>39</sup> greift in der *FAZ* vom 6. Juni 1987 auf den Ursprung des Begriffs in den Vereinigten Staaten zurück und nennt seine Ausgestaltungen bei den Theoretikern Baudrillard, Feyerabend, Lyotard und Glucksmann sowie bei dem amerikanischen Architekten Charles Jencks, der 1977 mit der Schrift "Die Sprache der postmodernen Architektur" jene Erörterung des Begriffs einleitete, die Jürgen Habermas 1985 mit der kritischen Bezeichnung "die neue Unübersichtlichkeit" beenden wollte. Angesichts der vielfältigen Diskussionen in Presse und Wissenschaft erscheint eine Übersicht über neuere Definitionen des Begriffs "Postmoderne" erforderlich. Welsch<sup>40</sup> definiert die Mentalität der Postmoderne als Verfassung radikaler Pluralität und Postmodernismus als deren Konzeption. Beide führt er zurück auf die gegenwärtige Lebenswelt, die selbst postmodern geworden sei, da im Zeitalter des Flugverkehrs und der Telekommunikation Heterogenes abstandslos und gleichzeitig geworden sei: "Real ist eine Gesamtsituation der Simultaneität und Interpenetration differenter Konzepte und Ansprüche entstanden."<sup>41</sup> Aus dieser Situation ergibt sich für Welsch als Konsequenz: "Die Grunderfahrung der Postmoderne ist die des unüberschreitbaren Rechts hochgradig differenter Wissensformen, Lebensentwürfe, Handlungsmuster."<sup>42</sup> Eine Korrespondenz besteht also zwischen der Rezeption der Alltagswelt und der Rezeption der Texte. Der alltäglichen Simultaneität durch Flugverkehr und Telekommunikation entspricht das mediale Nebeneinander bei den Medien Computer und Film.

Als "Posthistoire" wurde bereits 1960 bei A. Gehlen die Situation der Industriegesellschaften bezeichnet, in der die geschichtlichen und kulturellen Möglichkeiten durchgespielt sind, in einem Synkretismus des Durcheinanders zur Verfügung stehen und nur noch der sozioökonomische Apparat zur Versorgung ständig wachsender Menschenmengen funktioniert. Derartige Einschätzungen der geschichtlichen Situation können hinsichtlich der Mentalität der Postmoderne zu einer positiven oder negativen Einstellung führen. So sieht Koslowski noch die Neuzeit durch den ersten

<sup>38</sup> Wolfgang Welsch, "Unsere Welt ist doch kein bloßer Supermarkt", in *Die Welt* 249, 25.10.86.

<sup>39</sup> G. Hensel, "Bluff dich durch die Postmoderne", in *FAZ*, 6.06.87.

<sup>40</sup> Wolfgang Welsch, *Unsere postmoderne Moderne*, Weinheim 1988, S. 4-7.

<sup>41</sup> Ebd., S.4.

<sup>42</sup> Ebd., S. 4-7.

Satz von der Erhaltung der Energie optimistisch geprägt, versteht aber als das dominante Prinzip der Nachneuzeit den zweiten Hauptsatz der Thermodynamik, nach dem unsere Systeme endlich sind und Dekadenz wahrscheinlicher ist als Erhaltung: "Die ökologische Frage besiegelt heute das Ende der unbeschränkten Herrschaft des Menschen über die Natur und das Ende der utopischen Hoffnungen der Neuzeit auf vollständige Naturbeherrschung. Die ökologische Bewegung ist insofern eine postmoderne Bewegung."<sup>43</sup> Optimistischer sieht Welsch den Verlust verbindlicher Utopien als Befreiung von Zwangsvorstellungen und die Vielfältigkeit der Welt als positive Chance. Für die Postmoderne konstatiert Hensel in der *FAZ* die Überwindung der in der Produktionsästhetik der Moderne zentralen Begriffe von Funktionalität und Materialgerechtigkeit.<sup>44</sup> Jenks beobachtet in diesem Sinn in der Semantik der postmodernen Kunst und Architektur ohne Funktion auftretende Säulen, die sich nur zeigen, aber nichts tragen wollen, und Ornamente, die sich gegenseitig als funktionslosen Schmuck beschäftigen. In diesem Auswuchern des Ornamentalen sieht P. Jovishoff als Rezensent von Jenks einen "neuen Manierismus, nicht im Sinne der festumrissenen Stilepoche zwischen Renaissance und Barock, sondern in der aufgeweichten Form".<sup>45</sup> An dieser Stelle jedoch soll der Vergleich zwischen Postmoderne und Barockzeitalter in der bildenden Kunst, obgleich er auch auf Texte übertragbar ist, nicht weiter ausgeführt werden. Erwähnt sei nur noch, daß auch die im Barock so beliebte Versinnbildlichung des objektiven Geistes durch dem ursprünglichen Kontext entfremdete, christliche und antike Bilder und Figuren in der Postmoderne ein Korrelat findet. So erscheint P. Bürger auch der postmoderne Rückgriff auf mythische Bilder und Motive, deren Herkunft und Bedeutung der Mehrheit der Rezipienten unbekannt sind, als Entleerung der symbolischen Zeichen. Diese verweisen nicht mehr auf ein bestimmtes, bekanntes Bezeichnetes, sondern in einer endlosen Signifikantenkette immer wieder auf andere Zeichen. Nicht zuletzt können sie dabei auch als Erkennungszeichen für Eingeweihte, d.h. als Statussymbole, fungieren.<sup>46</sup>

Die im Medium Computer modellhaft dargestellte Gleichzeitigkeit des Heterogenen bevorzugt also im postmodernen Denken auf Kosten der

<sup>43</sup> Peter Koslowski, *Die postmoderne Kultur*. Gesellschaftlich-kulturelle Konsequenzen der technischen Entwicklung, München 1988, S. 14.

<sup>44</sup> G. Hensel, a.a.O.

<sup>45</sup> Peter Jovishoff, Ch. Jenks Untersuchung über die "Postmoderne". "Im Prinzip unvollendet", in *Die Welt*, 31.12.1987.

<sup>46</sup> Peter Bürger, Vorbemerkung, in Ch. u. P. Bürger (Hg.), *Postmoderne: Alltag, Allegorie und Avantgarde*, S. 7; Christa Bürger, *Das Verschwinden der Kunst*, S. 41.

semantischen Bedeutung einen das Heterogene herausstellenden Stil. Der Bedeutungsverlust eines der Tradition entnommenen und nunmehr gleichsam ornamental verwerteten Elements basiert auf dem Horizontverlust, der dadurch entsteht, daß Elemente aus der Tradition ohne ihre ehemaligen Bewandniszusammenhänge nunmehr als bloße Bestandteile der Gegenwart rezipiert werden.

Kunst und Literatur treten so auch in der alltäglichen Welt als Zitat auf. Aufgelöst ist die Distanz zwischen Kunst und Leben, z.B. durch künstlerisches Design von Industrieprodukten, durch Werbetexte oder durch die Allgegenwart von industriell produzierter Musik, in der zudem die Unterschiede zwischen ernster und Unterhaltungsmusik ausgeglichen sind. Dabei schwächt der Prozeß der Ästhetisierung des Alltags das kritische Potential der autonomen Kunst, die vor dem Hintergrund der Ästhetisierung der Wirklichkeit ihre Konturen verliert und verschwendet: "Wo alles 'gestylt' ist, hat Kunst keine Chance mehr. Kunst ist dann nicht mehr das Andere der Gesellschaft."<sup>47</sup> Die Rezeption tritt in eine neue Dimension ein. Denn das Zitat der Tradition wird nicht mehr unterscheidbar vom Zitat aus der Alltagswelt. So ist es in der Theorie der Postmoderne auch ein und dieselbe Mentalität, mit der man gleichermaßen Welt und Kunst gegenüberstellt. Sie macht die Welterfahrung zu einer Rezeption von Informationen, die prinzipiell nicht anders verfährt als die Rezeption von Textinformationen. Dieser Tatsache tragen Museumsbauten Rechnung, die als Kunstwerke konzipiert, Schauplätze postmoderner Gesamtkunstwerke werden. Deutlich wird das beim Ausblick, den man in der Cafeteria des Mönchengladbacher Museums hat:

Eine gotische Kirche am Hang, umstanden von alten Bäumen. Das Fenster legt sich um diesen Ausblick in die Wirklichkeit wie ein großer Bilderrahmen. Die Wahrnehmung, die an dieser Stelle wirksam wird, ist ohne jeden Zweifel die im Museum vorrangige und die hier eingeübte. Sie verwandelt die äußere Welt in eine ästhetische, die der Haltung im Museum zurückgewonnen wird. Die Wirklichkeit wird dabei selbst zu einem Versatzstück, die gotische Kirche am Hang zu einem malerischen Zitat ihrer selbst.<sup>48</sup>

Derartige Parallelitäten zwischen Barock und Postmoderne laden zu einer Detailanalyse ein. So soll im folgenden Botho Strauß vorgestellt werden, der von Beatrice von Matt in der *Neuen Züricher Zeitung* als der "Essayist unter den (post-)modernen Dichtern" bezeichnet wird.<sup>49</sup> In seinem Werk *Paare, Passanten* sammelt er Zitate, Fragmente, Maximen und

<sup>47</sup> Christa Bürger, a.a.O., S. 45.

<sup>48</sup> Ebd., S. 49.

<sup>49</sup> Vgl. Beatrice von Matt, "Literarische Postmoderne? Befragung eines Begriffs", in *Neue Züricher Zeitung*, 25.9.87.

Beobachtungen aus der gegenwärtigen Alltagswelt.<sup>50</sup> Wenn er vom "erfahrenden Vermuten" ausgeht, zitiert er einen Begriff von Heidegger, dessen Namen er auch in Klammern angibt. Dieses "erfahrende Vermuten", schreibt er in einem Aphorismus, könne mit dem Fluidum der Fingerstellung – oder dem Antlitz eines Gangs – ansetzen und sogleich den gesamten Verhaltens-Raum eines Menschen plötzlich hochberechnen, ja oft sei es innerlich gezwungen, dies zu tun, und eine beliebige Folge möglicher Situationen rasch herauszuspielen. So bewege man sich "in der Fülle der Ambivalenzen"<sup>51</sup>, in der keine rationale Gliederung möglich ist: "Wie klein ist doch alles, was 'auf den Punkt' gebracht wurde, das Ausdrückbare in seiner Gedankenreinheit."<sup>52</sup> Gerade der Computer, dem die Idee der Lagerung, der Zusammenfassung und der Gleichzeitigkeit des Unvereinbaren zugrundeliege, führe nach Strauß in die andere Richtung. Er bedeute eine Ablösung vom bisherigen Fortschritts- und Expansionsdenken. Gerade sein Datensalat sei signifikant für das postmoderne Denken.<sup>53</sup>

Hinsichtlich der Vergangenheit jedoch geht es nach Strauß dem postmodernen Betrachter nicht anders als dem abessinischen Eingeborenen, der einen wichtigen Mythos nicht mehr wußte und sich deshalb nicht erklären konnte, weshalb er zu verschiedenartigen Anlässen ein Stück Butter auf dem Kopf trug: "Das allermeiste ist uns Butter auf dem Kopf. Und kein Mythos, kein Romanwerk wird es uns je wieder erklären. Dennoch bleibt, nach wie vor, die Technologie der Wiederaufbereitung verbrauchten symbolischen Wissens, das Recycling des Bedeutungsabfalls in den Händen einiger ungeschickter Leute, Dichter!"<sup>54</sup> Diese haben also gegen Bedeutungsverlust anzukämpfen, offensichtlich indem sie in der Gegenwart verlorengelaubte geschichtliche Bewandniszusammenhänge wieder sichtbar machen. Angesichts der Vielfalt möglicher Mythen erscheint das postmoderne Diesseits B. Strauß als "pluralistisches Chaos", in dem das Ich im Strom "unzähliger Ordnungen, Funktionen, Erkenntnisse, Reflexe und Einflüsse", in unendlichen "in sich plausiblen 'Diskursen'" existiert.<sup>55</sup>

<sup>50</sup> Botho Strauß, *Paare, Passanten*, München, Wien 1981.

<sup>51</sup> Ebd., S. 264.

<sup>52</sup> Ebd., S. 190.

<sup>53</sup> Vgl. ebd., S. 193-196.

<sup>54</sup> Botho Strauß, *Die Widmung. Eine Erzählung*, München, Wien 1977, S. 84f.

<sup>55</sup> Botho Strauß, *Paare, Passanten*, S. 176; vgl. zur spielerischen und verfremdenden Konfrontation verschiedener Sprachen in *Kalldewey-Farce*: Volker Roloff, "Alltagssprache als Fremdsprache: Aspekte der modernen Farcenkomik bei Brecht, Sartre, Ionesco und Botho Strauß", in *Forum Modernes Theater*, G. Ahrends u.a. (Hg.), Bd. 1, Heft 1/86, Tübingen S. 15-34, hier S. 30; zur Bedeutung des spielerischen Elements vgl. auch V. Roloff, "Überlegungen zur Modernität des Theaters

Wie die antiken Marmorgesichter giftigen Gasen ausgesetzt seien, so verstumpfen die vielen Fotos, Fernsbilder und Blow Ups der Reklamewände nach Strauß den Glanz unserer Gesichter.<sup>56</sup> Zitate bestimmen also das Leben wie die Literatur. Die Mentalität der Postmoderne ist charakterisiert durch einen spezifischen Umgang mit der Überlieferung, durch eine besondere Konzeption der Rezeption. Strauß' eigenes Werk zeigt die alltägliche Präsenz von Zitaten, deren Relevanz nicht mehr unterschieden wird: "Der Mann im Zeitungskiosk tadelt mich wegen meiner vielen überfüllten Einkaufsbeutel. Er zitiert – gerade er aus seiner Zeitungstonne heraus! – Diogenes, der einmal nach Korinth gegangen sei und dann gesagt habe: jetzt weiß ich, was ich alles nicht brauche!"<sup>57</sup>

Kann die Rezeption von Literatur angesichts der pluralistischen Mentalität der Postmoderne eine Orientierung bieten? "Man schreibt unter Aufsicht alles bisher Geschriebenen. Man schreibt aber doch auch, um sich nach und nach eine geistige Heimat zu schaffen, wo man eine natürliche nicht mehr besitzt."<sup>58</sup> Es entspricht durchaus der pluralistischen Konzeption der Postmoderne, daß Zukunft sowohl positiv als auch negativ belegt wird. Auch die Vergangenheit wird nicht abgelehnt. So erscheint nicht nur die überwundene Moderne als ein Element der Postmoderne, sondern auch das Mittelalter mit der Erprobung von Sinnvollem und Unsinnigem und der Vielfalt seiner Dispute erscheint bei U. Eco der Postmoderne vergleichbar.

Beatrice von Matt bescheinigt mehreren postmodernen Autoren in der *Neuen Züricher Zeitung* 1987 "eine gewisse Lust am Historischen", die allerdings nicht notwendig mit einem historischen Bewußtsein verbunden ist.<sup>59</sup> So sei zu erklären, daß Volker Brauns Gedichte ohne Zitate von Klopstock und Hölderlin undenkbar sind, daß Irmtraud Morgner mit dem Mittelalter und der "Faust"-Sage spielt, sich auch auf Goethe bezieht, daß bei Christa Wolf griechische Mythen und Romantisches auftreten, bei Günther de Bruyn Fontane und Thomas Mann und bei Christoph Hein schließlich Kleistische Anekdoten anklingen. Auf die Rezeptionsformen einiger der genannten Autoren sei kurz näher eingegangen. Hein schreibt eine Erzählung mit dem Titel *Der neue (glücklichere) Kohlhaas*, die in Stil und Thematik deutlich an Kleist anknüpft, allerdings einen Rechtshandel in der DDR der Jahre 1972/73 darstellt.<sup>60</sup> Christa Wolf stellt in ihrer

und der Theatertheorie Sartres, in ders.: *Tradition und Modernität. Aspekte der Auseinandersetzung zwischen Anciens und Modernes*, Essen 1988, S. 91-110.

<sup>56</sup> Vgl. Botho Strauß, *Paare, Passanten*, S. 65.

<sup>57</sup> Ebd., S. 152.

<sup>58</sup> Ebd., S. 103.

<sup>59</sup> Vgl. Beatrice von Matt, a.a.O.

<sup>60</sup> Christoph Hein, *Nachtfahrt und früher Morgen. Prosa*, Hamburg 1982, S. 125-144.

gemeinsam mit Gerhard Wolf verfaßten "Erzählung für den Film" mit dem Titel *Till Eulenspiegel* eine neue Version der bekannten Geschichte des mittelalterlichen Schalks vor<sup>61</sup>, während sie in den *Neuen Lebensansichten des Katers* nicht nur auf E. T. A. Hoffmanns *Lebensgeschichten des Katers Murr* anspielt, sondern in die ins 20. Jahrhundert transponierten Erzählungen wörtliche Zitate von Hoffmann einfügt.

Die Freude am Zitat aus der Geschichte wird am deutlichsten bei Volker Braun. In seinen Gedichten aus *Training des aufrechten Gangs* (1981) reflektiert er nicht nur über die geschichtlichen Situationen eines Galilei, Bruno oder Müntzer, entwirft in deutlichem Rückgriff auf das platonische Höhlengleichnis eine apokalyptische Höhle, sondern gibt in einem Anmerkungsanhang selbst die bibliographische Herkunft seiner Zitate an und erklärt die Provenienz einzelner Themen und Motive, wobei er auch nicht zögert, französische, lateinische und italienische Texte im Original wiederzugeben. So erklärt er die in seinem Haupttext verwendete Wortgruppe "Barbaren/Barberinis"<sup>62</sup> in seinen eigenen Anmerkungen mit dem Hinweis auf Carlo Maffeo Barberini, der als Urban VIII. 1613 den päpstlichen Stuhl bestieg und von dem es hieß: "Quod non fecerunt barbari, fecerunt Barberini."

Dennoch geht die freudige Rezeption des Historischen bei Braun nicht so weit, daß er ihre Gefahren nicht sähe. So karikiert er 1983 im Aphorismus "Alte Texte" der Sammlung "Hinze und Kunze" denjenigen, der im Kontext der damals noch existierenden DDR jahrelang über den Sozialismus und den Fortschritt, die alten Texte also, referierte, aber als der Fortschritt einmal unerwartet und das Referat störend tatsächlich und leibhaftig eintrat, diesen mit polizeilicher Hilfe entfernen ließ, um das Referat fortzusetzen.<sup>63</sup> Natürlich hat dieser Aphorismus in der damaligen Situation eine besondere Komponente und macht den weiter bestehenden Unterschied zwischen textueller Tradition und Alltagswelt deutlich. Daß Brauns Freude am Historischen einen postmodernen Charakter hat, zeigt sein Essay über Rimbaud, in dem er gleich zu Beginn das Kompositionsprinzip seiner Ausführungen bekannt gibt. Er sagt: "Ich zitiere Enid Starkie, Henry Miller, Hans Meyer, Yves Bonnefoy, Maurice Choury, Rosemarie Heise, mich und einen zukünftigen Autor."<sup>64</sup> Dann wirft er Rimbaud vor, zunächst auf Baudelaires magische Sophismen hereingefallen zu sein und wirft Futuristen, Surrealisten und der beat generation vor, an der trübsamen Kinderstube der Moderne festzuhalten und die Technik des

Schreibens zum Selbstzweck zu machen. Dichtung konzipiert er daher nicht als das Gold einer absoluten Wahrheit, sondern als das akute Material der authentischen Erfahrung des kalkulierten Chaos. Die dabei in seinem Text verwendeten Zitate haben alle eine gewisse Gleichwertigkeit. Sie werden zum Teil in Anführungsstriche mit oder ohne Angabe des Autors, zum Teil kursiv zum Teil in der deutschen Übersetzung, zum Teil im französischen Original wiedergegeben. Spätestens hier werden an den Übersetzer eines postmodernen Textes jene Ansprüche gestellt, die auch der humanistische Übersetzer gegenüber seinem lateinischen Originaltext erfüllen mußte.

Die Postmodernen rezipieren also die literarische Tradition in ebenso charakteristischer Weise wie die beiden Parteien der "Querelle". Da sie allerdings keine entsprechende Theorie oder Praxis der Übersetzer vorweisen können, sei abschließend und ausblickend die Frage gestellt, ob ihre Art der Rezeption der Tradition bei der Produktion ihrer Texte Konsequenzen für die Übersetzungstheorie und -praxis hat. Eine Konsequenz, die sich daraus ganz konkret für den Übersetzer postmodern verfaßter Texte ergibt, ist die Berücksichtigung mehrerer, in einem Text gleichzeitig auftretender Diskurse, zum Teil auch mehrerer Sprachen. Als Übersetzer wird er nunmehr z.B. bei der Rückübersetzung von Zitaten, die in seiner Textvorlage unter Angabe des Autors und Werkes – aber ohne Seitenangabe – aus der Originalsprache übertragen wurden, gezwungen, philologische Arbeit zu betreiben.

Die weitergehende Frage, ob die postmoderne Mentalität bzw. der postmoderne Umgang mit Texten ganz allgemein auch Konsequenzen für die Übersetzung von Texten hat, die nicht postmodern sind, wird endgültig erst rückblickend im nachhinein zu beantworten sein. Schon jetzt aber läßt sich sagen, daß die von der Postmoderne geschaffene Tradition des Umgangs mit Texten sich in signifikanter Weise von jener der *Anciens* oder der *Modernes* unterscheidet. Denn der postmoderne Synkretismus des Durcheinanders und die dem Computerspeicher nachempfundene Gleichzeitigkeit des Heterogenen – auch in der gestylten Alltagswelt als Zitat – verweisen auf eine neue Art der Simultaneität, in der die Horizonte der Tradition in den Horizont des gegenwärtigen Betrachters selbstverständlich aufgenommen sind. Man schätzt und kennzeichnet die Tradition wie die *Anciens*, braucht sie aber nicht mehr wie die *Modernes* zu adaptieren und für den Zeitgeschmack gefälliger zu machen, da sie dort bereits alltäglich geworden ist. Allerdings hat sie dabei ihren ursprünglichen, historischen Horizont verloren. Während die *Modernes* die Tradition erst für ihre Zeit adaptieren wollten, liegt sie den Postmodernen adaptiert vor. Während die Erfahrungshorizonte von Tradition und Gegenwart den *Modernes* getrennt vorlagen, müssen die Postmodernen erst jene Trennung

<sup>61</sup> Christa und Gerhard Wolf, *Till Eulenspiegel*. Erzählung für den Film, Berlin 1973.

<sup>62</sup> Volker Braun, *Training des aufrechten Gangs*, Halle-Leipzig 1981, S. 78.

<sup>63</sup> Ders., *Berichte von Hinze und Kunze*, Frankfurt 1983, S. 40f.

<sup>64</sup> Ders., *Verheerende Folgen mangelnden Anscheins innerbetrieblicher Demokratie*, Frankfurt 1988, S. 11.

bewußt machen, wenn sie den historischen Charakter der vorliegenden Tradition erhellen wollen.

Autoren wie Braun und Strauß bemühen sich nun, gleichermaßen als Rückübersetzer, nicht nur die Faktizität der Alltäglichkeit von Traditionselementen zu konstatieren, sondern auch deren ursprüngliche Bewandniszusammenhänge, z.B. durch genaue Kennzeichnungen von Zitaten, durch Anmerkungen und durch exakte Quellenangaben zu restaurieren. In dem Maß wie im postmodernen Ansatz Traditionen ohnehin alltäglich präsent sind, erübrigt sich zwar die Adaptation, umso wichtiger jedoch wird es, zu verdeutlichen, daß sie überhaupt eine historische Provenienz haben und wie diese geartet ist. Es wäre eine empirische Analyse wert, zu betrachten, ob auch derartig restaurative, historisierende Übersetzungen ganz allgemein eine Konjunktur in der Zeit des postmodernen Denkens erfahren haben.

Ich schließe an dieser Stelle den Blick auf die Beispiele, um nunmehr die im Zusammenhang mit der hermeneutischen Übersetzungspragmatik erwähnten Perspektiven anhand eines semiotischen Schemas zu verdeutlichen. Dabei gehe ich von Charles W. Morris' *Grundlagen der Zeichentheorie* aus, in der zwischen Syntaktik, Semiotik und Pragmatik unterschieden wird. Man könnte auch auf Platon zurückgehen, für den Sprache im *Kratylos* darin besteht, daß "einer dem anderen etwas über die Dinge" sagt. Der eine sei "Autor", der andere "Leser", das "etwas" "signifiant" und der Bereich der Dinge sei mit "signifié" bezeichnet. Die Pragmatik betrifft den Bereich, in dem Autor und Leser mit einem Text handeln. In die Handlung von Autor und Leser greift der Übersetzer ein. Er schafft im Interesse des Lesers ausgehend von seinem Wissen vom Autor und von der Textvorlage die Übersetzung bestehend aus einem "signifiant" und einem "signifié". Es ließen sich nun um den Endpunkt von Autor, Übersetzer und Leser Kreise zeichnen, die auf die hermeneutische Bedeutung der jeweiligen Erfahrungshorizonte hinweisen

Bereits die Anordnung des Übersetzers im Schema zeigt, daß er wie der Leser ein Rezipient ist und daß er zugleich dem Rezipientenverhalten des Lesers gerecht werden muß. Sie verdeutlicht ebenso, daß sich die Übersetzung von der Vorlage entfernt und dem Horizont des Autors bzw. dem des Lesers nähern kann. Welche Entscheidung der Übersetzer hier trifft, ist nicht aus der Betrachtung der Semantik heraus abzuleiten. Die Erklärung dafür bietet allein die hermeneutische Pragmatik. Sie ist allerdings durch eine Syntaktik im weitesten Sinn, zu der auch die Medienwissenschaft gehört, zu ergänzen. Denn wie sich gezeigt hat, bestimmen Gebrauch und Bewertung bestimmter Medien über die Rezeptions- und Übersetzungshaltungen auch die Pragmatik.

Abschließend seien einige der Aspekte der genannten Beispiele angesichts des vorliegenden Schemas zusammengefaßt:

Die *Anciens* bewerten als Übersetzer und Leser den Erfahrungshorizont ihrer klassischen Autoren positiv und sehen ihren eigenen Erfahrungshorizont als einen kleinen Teil davon, den es mittels der Übersetzung und Lektüre der Texte der klassischen Autoren zu erweitern gilt. Die *Modernes* unterscheiden als Leser und Übersetzer den Erfahrungshorizont der Autoren der klassischen Tradition von ihrem eigenen, mit dem verglichen er ihnen weniger bedeutend erscheint. Daher wird zur Aufgabe der Rezeption und Übersetzung die Verbesserung der Textvorlagen und ihre Angleichung an den eigenen positiv bewerteten Horizont. Die Postmodernen gehen von der durch die Modernen erstrebten Präsenz des Historischen in der Gegenwart aus, versuchen dann aber, dessen Zugehörigkeit zu spezifischen traditionellen Kontexten erst bewußt zu machen. Eine der Mentalität der Postmoderne entsprechende Übersetzung müßte dem gerecht werden, wenn sie die Postmoderne als Prämisse und "Vorurteil" voraussetzt. Die Tatsache, daß die Möglichkeit einer völlig vorurteilsfreien Übersetzung bezweifelt werden muß, erfordert die Aufdeckung der die Übersetzung leitenden Vorurteile bzw. Traditionen. Dies aber ist das Ziel einer hermeneutischen Übersetzungspragmatik.